

## **Elmar Krekeler** **Laudatio auf Gregor Sander**

Verleihung des Preises der LiteraTour Nord 2012  
Hannover, 19. April 2012

Fangen wir mal mit dem Meer an. Mit dem Meer, das der eigentliche Hauptdarsteller des heutigen Abends ist, neben Gregor Sander versteht sich. Lang ist es nicht mehr hin, wenn die Wochenenden wieder wärmer werden und die Tage noch länger, dann sieht man an der Ostsee, in Fischland und auf dem Darß, an den Stränden vor Heiligendamm und Ahrenshoop wieder die Menschen, von denen die deutsche Literatur noch vor nicht allzu langer Zeit beinahe ausschließlich bewohnt wurde, mit hängenden Köpfen am Wasser längs gehen. Bürgerlich sind sie geworden, die sich damals an den Bars in Mitte trafen und später in den Sommerhäusern. Ihre Kinder spielen im Sand. Sie fliehen die Hitze der Stadt. Suchen mit der Haltung, die ihnen in der Metropole hilft, die Hinterlassenschaft ihrer Hunde zu umgehen, nach Bernstein. Oder malerisches Holz für ihre Townhouseterrasse. Was Angeschwemmtes halt. Dinge, die Geschichten darstellen, aber nicht erzählen.

Die Geschichten von damals, die Erinnerungen an den Staat, der mal da war, auf dessen Boden, an dessen Grenzen sie entlang laufen und der jetzt seit beinahe einem Vierteljahrhundert nicht mehr ist, diese Geschichten verschwinden, die Erinnerungen verblassen, je länger die Zeit, die große Gleichmacherin, durchs Land geht, je dicker die globale Tünche wird über den Häusern an der Ostseeküste.

Ein ganzes Land, das da mal war, verschwindet. Die Menschen gibt es noch. Man kann ihnen zuhören. Oder Gregor Sanders Geschichten lesen. Und ihnen in diesen wunderbaren Vitrinen dabei zusehen, wie sie sich erinnern, sich wundern darüber, wie ihre Erinnerung langsam erlischt, dass sie kaum mehr wissen, woher es eigentlich kommt, dass sie so sind, wie sie sind. Wie sie sich verändert haben, seitdem die Konstanten ihres Lebens allesamt wegfielen vor fast einem Vierteljahrhundert.

Sie taumeln immer noch ein bisschen, die Figuren von Gregor Sander, wie Menschen, die eben noch vier Wochen auf hoher und rauer See waren und nun den geraden Gang an Land erst wieder probieren müssen. Der Machtverlust jenes Systems, in dem er aufgewachsen ist, das ihn seine ganze Jugend lang geprägt hat und auf einmal, als er dann gerade erwachsen war, implodierte, dieser Machtverlust war eine existenzielle Erfahrung für Gregor Sander. Und nicht nur für ihn. Der Mauerfall, noch verniedlicher auch gern die Wende genannt, hat vielleicht tatsächlich zusammengeführt, was zusammengehört. Das Land ist trotzdem geteilt geblieben, in Menschen, für die sich alles veränderte, und in Menschen, für die sich nichts veränderte.

Gregor Sander gehört selbst zu den ersteren. Und er gehört einer prekären Generation an, einer Generation junger Erwachsener, die nach 1989 zwischen den Systemen standen, mehr fast als die alten und die jüngeren. Gregor Sander wurde 1968 in Schwerin geboren. Er lernte Schlosser und Krankenpfleger. Das Medizinstudium in Rostock brach er ab. Möglicherweise weil er - wie einer seiner Erzähler im „Winterfisch“ - feststellte, dass er im falschen Studium steckte, weil sich seine Vorstellungen vom Leben, was es

ausmachte und wie es sein sollte, in der Medizin nicht wiederfand. Er studierte, was er später in seinen Erzählungen zusammenbringen sollte wie kaum einer seiner Generation - Germanistik und Geschichte in Berlin. Dann ging er an die Berliner Journalistenschule, absolvierte sie im Jahrgang nach Judith Hermann. Schließlich half das Schicksal ein bisschen mit, dass wir heute Abend hier sitzen dürfen. Sander bewarb sich nämlich gleichzeitig für einen Journalistenpreis und ein Literaturstipendium. Das Literaturstipendium hat er bekommen. Vor zehn Jahren erschien sein erster Erzählband „Ich aber bin hier geboren“. Mit seinem in Schwerin spielenden Roman „Abwesend“ wurde er nominiert für den Deutschen Buchpreis. Und für „Winterfisch“, die Titelerzählung jenes Bandes, für den wir ihn heute Abend ehren, gewann er in Klagenfurt beim Wettlesen um den Bachmannpreis den 3sat-Preis.

Selten war ein Debütroman nicht nur so trotzig, sondern auch so sehr Programm wie „Ich aber bin hier geboren“. Die meisten seiner Figuren – abgesehen ausgerechnet jener Hauptfigur in „Ich aber bin hier geboren“, das war ein Friese, die meisten Figuren Sanders sind hier geboren, wobei das hier von hier, also Hannover aus, drüben bedeutet. Und das hat – wie schon erwähnt - Folgen. Immer wieder fragen sich Sanders Figuren, woher denn eigentlich diese Rastlosigkeit kommt, die sie oder ihre Eltern in sich tragen, die aber meist eine leerlaufende ist, nirgendwo hinführt, ob sie vielleicht vom Gefühl des Eingesperrtseins herrührt. Oder das Gefühl der Vereinsamung. Oder die besondere Fähigkeit des Erzählers in der Geschichte „Stüwes Tochter“ zur Selbstversenkung, sich nach innen zurückziehen zu können und das außen nicht mehr zu beachten. Was gut funktioniert, bis er Stüwe gegenübertritt, das ist sein zukünftiger Schwiegervater und ein ewig gestriger, zynischer Stasi-Major.

Immer wieder stehen die Leute fassungslos vor Geschichten wie der von Stüwe, immer wieder klappt was häufig Vergessenes auf tief aus dem Mist der DDR-Geschichte. Wie die große Enteignungsaktion „Rose“ zum Beispiel, mit der in den frühen Fünfzigern Privatunternehmer zu Staatsfeinden gemacht werden sollten.

Und sie, diese feinen, aber übelriechenden Fundstücke aus den Sedimentschichten der deutschen Vergangenheit, werden der Hallraum für die Gegenwart in Gregor Sanders Geschichten. Für die tektonischen Plattenverschiebungen, von denen er erzählt. Immer wieder bricht etwas auf in diesen literarischen Halbstündern. Zwischen Zwillingbrüdern, die nicht mit, aber auch nicht ohne einander können. Zwei Anker ohne Grund. Zwischen zwei Freunden, die gar keine sind, sich aber beide von der gleichen Angst getrieben wissen.

Nehmen wir nur mal Johanna, von der es gleich im ersten Satz heißt, dass sie gern ging. Johanna ist Köchin, man kann sie buchen, dann kommt sie und kocht. Und sie ist deswegen ein bisschen wie wir, wenn wir Gregor Sanders Geschichten lesen, weil sie sich „jedes Mal freut, für einen Moment in einem fremden Leben zu sein“. Diesmal freut sie sich ganz besonders, weil – wie das häufig so ist in den Geschichten von Gregor Sander – sich die Grundkonstanten des eigenen Lebens daheim gerade in Unwohlgefallen auflösen. Johannas Mann, früher Schauspieler in Hamburg, ist arbeitslos. Die Elbmetropole dient übrigens wie Berlin gern als Arbeitsstätte, nie als Lebensmittelpunkt, es herrscht Landflucht in Gregor Sanders Geschichten. Er bleibt zurück mit der Tochter, sie fliegt mit dem Hubschrauber nach Hiddensee. Es ist Vorsaison. Februar. Ein Geburtstagsessen soll Johanna auf der Insel kochen. Ochschwanz, Zitronenspeise, großer Salat. Ein fünfzigster Geburtstag. Ein makabrer, sehr deutscher Geburtstag. Das

Geburtstagskind nämlich ist lange tot, erschossen von DDR-Grenzern auf der Flucht übers Wasser. Die Eltern halten die Wunde offen. Die Schwester trinkt zuviel. Johanna bekommt eine SMS von zu Hause. Sie müssten reden. Es gebe da ein Problem.

Im Hintergrund ist immer das Meer, das baltische Meer, als Grundrauschen, Fluchtpunkt, Kontrapunkt, Spiegel und Sehnsuchtsort. Sander hat es sich, sagt er, selbst auferlegt, das Meer als Hauptfigur für seine neun Geschichten vom „Winterfisch“. Nicht als Last, als Rahmen für seinen Band. Seine Geschichten spielen in Vilnius und Kiel, in Helsinki und Rerik, auf der Kurischen Nehrung und auf Farö. Sie spielen damit, auch das wird gern vergessen, in der tatsächlichen Mitte Europas.

Es ist ein seltsames Meer, das vielleicht seltsamste Meer überhaupt. Ein unspektakuläres Meer, das sich gerne kleiner, ungefährlicher macht, als es ist. Es beherrscht, überspitzt gesagt, den Minimalismus im Meersein ähnlich perfekt wie Gregor Sander den Minimalismus in der Literatur. Es gleicht überhaupt sehr der Literatur von Gregor Sander. Es ist merkwürdig still, es prunkt nicht. Überhaupt ist es meistens grau, Gregor Sander, das nebenbei, ist ein Großmeister im Nuancieren von Grautönen, so bunt waren sie selten in der Literatur. Wenn sich in den Geschichten etwas abspielt über dem Meer, sieht es aus, als würde sich der Wasserspiegel und der Horizont ums Grau balgen. Manchmal auch ist es braun, das Meer, hin und wieder grün, ganz selten mal sieht es aus, als wolle es blau werden.

Manchmal ist es gefräßig. Vor allem ist ihm alles wurscht, was an seinen Küsten passiert. Und an seinen Küsten ist beinahe alles passiert, was das vergangene Jahrhundert geprägt hat – hier wurden Menschen gebrochen, auf der Flucht übers Wasser erschossen, schichtete sich Geschichte, kreuzten sich Diktaturen und Schicksale. Die Ostsee ist ein gewaltiges Meer der Geschichten. Ein trotz ihrer geradezu überwältigenden Geschichtenträchtigkeit und trotz oder gerade wegen Uwe Johnson, dieses Ostsee-Homers und Ostseeliteratur-Übervaters, allerdings literarisch leider vollkommen verkanntes Meer.

Mit Gregor Sander ändert sich das. Aus diesem Meer und aus einem Nichts von Material – stilles Gewässer, mittelalte Männer, die maulfaul sind und nie viel tun, einer manchmal verschwindenden Prise Handlung, eher schlechtem Wetter und ganz viel Grau - schafft Sander unfassbare, unfassbar plastische Geschichten. Zwanzigseitenromane, die einen nicht loslassen, in denen die deutsche Geschichte fast eines ganzen Jahrhunderts aufgehoben ist wie eine Fliege in Bernstein – das ist übrigens der hoffentlich letzte Bernstein-Vergleich, den ich heute anbringe.

Die da zu besichtigen sind in Sanders Bernstein, die da wohnen in seinen Geschichten sind meistens Männer. Sie sind viel unterwegs und reisen, selten freiwillig allerdings. Denn eigentlich sind sie Bewegungsökonomien. Nicht selten haben sie's am Bein. Wenn sie gehen, gehen sie meist zu spät. Wenn sie gar nicht mehr gehen müssten, packen sie ihre Koffer.

Wenn sie bleiben allerdings, bleiben sie mit einer unerbittlichen Konsequenz. Wie Charly zum Beispiel, der mit der fetten Frau seines Freundes Karl am Küchentisch sitzt, von Karl, der verschwunden ist, keiner weiß, wohin. Er hält ihre Hand. Das Leben, die Geschichte ihrer Freundschaft wird immer wieder in die Erzählgegenwart hineingeschnitten. Charly sitzt da und hält die fette Hand, bis dann dieser Satz fällt: „Es war wie der eingefrorene Moment auf einem Stillleben, und irgendwann dachte ich dann gar nichts mehr.“ Oder wie Bernhard, der da im Ostseebad Grünborn aufbricht eines Morgens.

Ans Meer geht er, ohne Angel. Und da steht er dann und steht und steht und starrt aufs Wasser. Er ist arbeitslos und alt. Das wird nichts mehr. Daheim liegt das Guinness Buch der Rekorde, aufgeschlagen an der Stelle mit dem Rekord fürs Aufmeerstarren. Den Rekord bricht er. Die Medien kommen. Die Politik verbucht die Aktion als Erfolg. Es ist doch nicht alles schlecht hier oben am Meer, es geht aufwärts mit Grünborn. Weil da einer aufs Meer starrte.

Das kann man sardonischen Humor nennen. Lustig ist es nicht. Aber existenziell. Wie eigentlich immer in diesen Geschichten. Immer an Wendepunkten holt Sander seine Leute ab. An Stellen, wo sich erweist, in welchem Maß sie aufbegehren gegen das Grau, die Langeweile, das Leben um sie herum und die Erinnerungen, die sie geprägt haben. Sehr kräftig sind sie nicht. Angst ist der Grund auf dem sie gehen. Einsamkeit ist was sie fühlen. Alkohol häufig das Lebensmittel, das ihnen beim Gehen hilft.

Wenn sie trotz alledem mal glücklich sind, sind sie's doch wieder nicht. Es ist bleibt immer ein Rest. Ein Rest Vorsicht, ein Rest Angst. „Eine Scheißangst“, steht da in der Erzählung „Weiße Nächte“, „vor was eigentlich? Davor, dass alles kippt. Alles.“ Die Scheißangst hatten sie als Kinder schon. Jetzt trinken sie dagegen an, löschen sie aus mit Wodka. „Dann werden meine Nächte weiß und so hell, dass alles verschwindet und ich nichts mehr sehe. Nichts mehr.“ Wenn sie trotz alledem mal richtig glücklich sind und beinahe ohne Angst, dann geht das zum Beispiel so. Ein Mann hat gerade erfahren, dass er Vater wird, er wird zum ersten Mal Vater. Ganz verwundert ist er, dass ihn das so glücklich macht. Sie suchen nach schönen Namen für das Wesen, das da wächst, und wo suchen sie die? Auf dem Friedhof. Wenn sie endlich mal das Gefühl einer gewissen Schwerelosigkeit überfällt, fühlen sich so leicht wie ein fallendes Blatt. Wie ein fallendes Blatt.

Ganz ohne vorwärtserahnte Abwärtsbewegung geht es nicht. Oder sie stehen an der Küste des baltischen Meers. Und stellen sich vor, absolut allein zu sein. „Nur das Meer zu hören und ein paar Vögel. Der Gedanke war so schön, dass man darüber verrückt werden könnte“ – Glück, Schönheit ist nur zum Preis von Verrücktheit zu haben. Oder sie lieben sich das erste Mal, brechen ab mitten drin. Und sagen: „Lass uns doch hier aufhören. Vielleicht können wir dann den Moment wie in Bernstein gießen.“

Sie haben kein richtiges Talent zum Glück, sie misstrauen ihm, vielleicht auch eine Hinterlassenschaft des Systems, in dem sie aufgewachsen sind, das gleiches Glück für alle versprach und ein Gefängnis für alle wurde.

Sich ihnen zu entziehen, sie einfach allein mit ihrer Geschichte zu lassen, fällt enorm schwer. Gregor Sander nämlich ist ein Meister der unmittelbaren Geschichtenumfangung. Er lässt einem selten Möglichkeiten der Flucht nach dem ersten Satz. Seine Geschichten setzen sich hin, fangen an zu erzählen und dann bleibt man eine halbe Stunde neben ihnen sitzen, ob man will oder nicht. Weil sie zum Beispiel so beginnen: „Dieser Ort ist unwirklich, verstehen Sie?“ Oder: „Ich habe nie daran gedacht, meinen Vater zu töten.“ Oder: „Man muss sich das vorstellen. Anders geht es nicht.“

Schon steht man mitten drin im Land des Gregor Sander, in dem Ornament Verbrechen ist. In dem nichts blüht, und es genau so! gut und richtig ist, weil die Landschaft, die Menschen so sind wie die Sätze, die Sander über sie schreibt. Irgendwo im All muss es einen Ort geben, an dem die Bilder blühen, die uns Gregor Sander vorenthält. Man erschrickt geradezu, begegnet einem unterwegs in dieser kargen, heruntergekühlt glühenden Welt eine Metapher. Natürlich fällt einem da Carver ein (wie anders auch bei ei-

nem Autor, der eine Geschichte mit „Zu wenig Wasser dort, wo du lebst“ überschreibt). Sander nennt lieber Hemingway. Und Johnson. Irgendwo zwischen diesen Kontinenten ist Sanders Welt aus dem Wasser der Ostsee gewachsen.

Immer wieder lüftet Sander, da ist er nicht verschwiegen, den Schleier über seinem poetologischen Konzept. Und dann steht dann zum Beispiel in der Geschichte „Bergmann ist tot“, die auf Farö spielt und eine Beziehungsende-oder-auch-nicht-Geschichte und eine Filmgeschichte ist, eine verquere Liebesgeschichte und eine Hommage an Ingmar Bergman, dann steht da über Bergman ein Dialog wie dieser: „In den sechziger und siebziger Jahren muss das hier“ – gemeint ist Schweden – „das reichste, friedlichste und demokratischste Land überhaupt gewesen sein. Und der dreht solche Filme. Vielleicht muss man kalt sein wie ein Fisch, um das zu können.“ – „Nein, ich glaube, dass man gucken muss wie ein Fisch, dass die Augen immer offen sein müssen.“ So, stellen wir uns dann vor, blickt Gregor Sander auf die Welt. Mit immer offenen Augen auf eine nur scheinbar von der Zeit überwucherte, in Wahrheit im Innern immer noch geteilte Welt.

Nicht wie es war, erfährt man dabei in den Geschichten. Gregor Sander stellt Geschichte, erzählt Geschichte nicht nach. Seine Erzähler sind Reporter ihres eigenen Lebens und des Lebens derer, die ihnen begegnen. Er lässt sie Geschichten hören, auffangen, sammelt sie mit ihrer Hilfe, gießt sie – Entschuldigung - in Bernstein. Und dann kollidieren sie mit der Gegenwart. Sander zeigt, wie es ist im Kopf eines wachen Zuhörers, eines Menschen mit offenen Augen, wenn sich die Geschichten eines schrecklichen Jahrhunderts ineinander, übereinander schieben.

Zum Beispiel in jener Geschichte, die man immer dabei haben möchte, die man jedem als Alternative hinhalten möchte, der sich am Bahnhof anschickt, eine Dreiviertelstunde des Wartens auf den verspäteten ICE mit seinem iPad totzuschlagen. Die man seinen Kindern vorlesen möchte, immer wieder, später mal. Damit sie verstehen. Eine hochvirtuos zusammengeschachtelte Geschichte, eine Geschichte von Geschichten, die plötzlich anfangen, miteinander zu kommunizieren.

Das geht schon damit los, dass der Erzähler, übrigens der erwähnte, später glückliche Vater, aus dem Westen kommt. Er verspricht seiner – übrigens aus dem Osten stammenden – Freundin jedes Jahr an die Ostsee zu fahren. Am Hudson tut er das, da wo Gesine Cresspahl Heimweh hatte nach Fischland, wie es im Motto-Zitat von „Winterfisch“ heißt, das Gregor Sander Uwe Johnsons Jahrestagen entnommen hat. Jetzt sind sie in Rerik. Die – wie Gregor Sander – in Schwerin geborene Anne und der Erzähler. Alfred Anderschs „Sansibar oder der letzte Grund“, das in Rerik 1937 spielt, hat er, der Westler aus Recklinghausen, ihr, der Ostlerin in New York empfohlen. Die kannte das Buch gar nicht, ihm ist Rerik längst Teil seiner literarischen Heimat. Die Geschichte vom Fischer Knudsen, der eine Barlach-Figur über die Ostsee rettet und ein jüdisches Mädchen. Vom zweifelnden Kommunisten Gregor und dem zweifelnden Pfarrer Helander. Jetzt sind sie beide da oben an der Ostsee. Sie will, dass er ihre Heimat mag. Er erinnert sich daran, dass er sie erst mit Rechtsradikalen, mit Rostock-Lichtenhagen und den brennenden Asylbewerberheimen verbunden hat. Dass Anne ihn gezähmt hat, erzählt er noch, der er immer Probleme mit dem Bleiben, dem Stillsitzen und Abwarten hatte. Jetzt sind sie in Haus Möwe, er hält Fehmarn auf der anderen Seite der See für

Vineta. Eine Art Vineta findet er aber doch. Ein Machu Picchu an der Ostsee. Hinter einem Zaun. Verbotenes Gelände. Die Russen heißt es, waren da zum Schluss. Wustrow ist sein Name. Eine riesige Flakschule der Nazis, umgeben von einer ganzen, geheimen Stadt, angelegt mit Kino und Straßenzügen. Dauernd geballert wurde von da. Silvesterfeuerwerke am Brandenburger Tor sind nichts dagegen. Nach dem Krieg ballerten die Russen weiter. Unser Erzähler erfährt das alles von Peter Benthin, dem Ergebnis der Kurzbeziehung einer deutschen Mutter mit einem italienischen Flakschüler. Benthin und der Erzähler machen rüber über den Zaun. Laufen durch die unwirkliche, von der Natur überwucherte Stadt. Und Benthin erzählt von sich und von Werner Randow, einem Künstler, der hier mit Erlaubnis des Bundespräsidenten als einziger leben und arbeiten darf. Werner Randow, der hier geboren ist und der die Verzweiflung, die Trauer über das, was er in Wustrow gesehen, erlebt hat, in Bilder nagelt. Werner Randow, den unser Erzähler für einen Westkünstler hält, weil er in Düsseldorf arbeitet, ist Günther Uecker. Und er war – wie Peter Benthin - dabei, als im Juni 1945 die Leichen der „Cap Arkona“ angeschwemmt wurden. Das war ein zum Truppentransporter umfunktioniertes Luxus-schiff der Nazis, auf das Ende April 1945 4000 Häftlinge des KZs Neuengamme verbracht wurden. Die Briten bombardierten den vermeintlichen Truppentransporter, die Häftlinge ertranken, die SS-Aufseher konnten sich retten. Das größte Schiffsunglück der Geschichte. Und Randow musste, auf Befehl der Russen, helfen, die verwesenen Leichen zu beerdigen.

Es ist schön und still und einsam da in Wustrow am Wasser. Und dann erzählt Benthin davon, wie er neulich in der Reichstagskapelle war, die Werner Randow ausgestaltet hat. Wie eine Führerin fragt, ob sich die Kinder denken könnten, was Politiker in dieser Kapelle eigentlich täten. „Vielleicht beten?“, sagte da ein achtjähriges Mädchen. „Für die Toten vom Krieg.“ Und Benthin fragt sich, „ob dieser Tag damals noch immer in den Bildern zu sehen ist“. Darum geht es auch in den Geschichten von Gregor Sander. Dass das möglich ist. Geschichte festzuhalten in Geschichten, die sich übereinanderlagern wie Sediment am Grund der Ostsee. „Ich dachte“, so endet „Jenseits“ und damit auch der „Winterfisch“, „an das Kind, das da in Anne wuchs, und daran, dass es mein Rerik aus dem Andersch Buch immer noch gab. Eigentlich völlig unverändert. Aber dass da jetzt noch ein anderes Rerik für mich war und eine Geschichte, die ich nie vergessen werde. Und dass ich dem Kind davon erzählen möchte. Später, viel später einmal.“

Wenn es nicht fast schon einer Beerdigung erster Klasse gleich käme, würde man „Jenseits“ für jedes Schulbuch empfehlen, als Zwangslektüre nach Borchert und Böll. In diesem Land leben wir. So geht gesamtdeutsche Gegenwartsliteratur, die sich ihrer Erzähltradition und ihrer Geschichte bewusst ist. Danke dafür, Gregor Sander. Und herzlichen Glückwunsch zum Preis der LiteraTour Nord.